



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, Otto Eduard: Wanderungen in der Niederlausitz. 7. Dobrilugk

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ist. Es gab doch auch um 1520 schon Lauten- und Clavichordienmacher in der Stadt, während der Rat z. B. zwischen 1510 und 1530 alle neuen Blasinstrumente für die Stadtpfeifer aus Nürnberg bezog und 1555 einen großen Posten aus Breslau.

Alles in allem erhalten wir den Eindruck: in Leipzig, einer Kaufmanns- und Studentenstadt, deren Wohlstand und Bildung sich günstig entwickelten, dem ersehnten Mittelpunkt tüchtiger junger Kräfte namentlich aus dem lieder-treuen Thüringen, dem singlustigen Vogtland und der böhmisch-sächsischen Musikantenheimat des Erzgebirges, war im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts — von Kirchenmusik ganz abgesehen — ein zwar nicht durch bedeutende heimische Meister eigentümlich ausgeprägtes, aber doch fröhliches musikalisches Treiben im Schwange.



## Wanderungen in der Niederlausitz

Von Otto Eduard Schmidt

### 7. Dobrilugk



eber die zahllosen Kiefernurzeln, die wie verhärtete Schlangen quer über dem graufandigen Weg lagen, schlich müde und matt ein Kößlein, das einen Reiter trug. Mißmut lagerte auf den offenen, edeln Zügen des Mannes, und ungeduldig durchforschten seine blauen Augen den endlosen Wald, worin er seit Mittag dahintritt, nach den Spuren einer Ansiedlung. Ein tüchtiges Schwert an der Seite kündete den Mann ritterlichen Standes, die Laute auf dem Rücken den fahrenden Sänger. Es war kein Geringerer als Herr Walthar von der Vogelweide, der im Herbst des Jahres 1212 im Dienst des Markgrafen Dietrich von Meissen nach dem Lausitzer Kloster Dobrilugk ritt, dem Abt eine geheime Botschaft zu bringen. Endlich beendete der dünne Ton eines Glöckchens, das zur Vesper läutete, die Ungeduld des Reisenden; der Wald öffnete sich, und inmitten einer weiten, grünen Wiesenfläche, auf der die Rinder weideten, lag umgeben von hölzernen Ställen und Scheuern ein romantisches Kirchlein und ein bescheidenes Wohnhaus der Klosterleute. Noch war die ganze Anlage unfertig; die weißbröckigen Zisterzienser, die herbeiliefen, den Fremdling zu sehen, waren bestäubt wie Maurer und Ackerleute, die von hartem Tagewerke heimkehren. Die Abendkost am Tisch des Abts war derb und schlicht, der Wein verriet seinen nordischen Ursprung, die Nachtruhe auf hartem Lager war durch das Heulen des Wolfs und das Rauschen des Regens getrübt, die Rückreise am nächsten Morgen durch Nebel und grundlose Wege.

Als Herr Walthar im Winter darauf im kalten Turmzimmer der Burg zu Meissen den Schnee fallen sah und auf den gegenüberliegenden Feldern des Lehnberges den heisern Schrei der Nebelkrähe vernahm, als er sich fröstelnd ins Stroh seines Bettes verkroch, und ein inbrünstiges Lied der Sehnsucht nach dem Frühlinge von seinen Lippen floß, da trat ihm als das Kläglichste, was er auf seinen Reisen gesehen hatte, Dobrilugk vor die Seele, und so entstand die Strophe:

Ich bin verlegen wie Esau,  
 Mein glattes Haar ist mir worden rauh:  
 Süßer Sommer, wo bist du?  
 Wie gern sah ich dem Pflüger zu!  
 Oh daß ich lange in solcher Truh  
 Beklemmet wäre, als ich bin nu:  
 Ehe würd ich Mönch zu Toberlu!

Man begreift Walthers Abscheu vor dem Gedanken, sein Leben in Dobrilugk verbringen zu müssen, wenn man, wie es mir vergönnt war, seine südtirolische Heimat im Glanze der Frühlingssonne hat liegen sehen. Auf der Rückreise von Bozen war ich von Waidbruck aus auf der linken Seite des Eisacktales über blumenbefäete grüne Matten hinaufgestiegen zum innern Vogelweidhof, der seit Zingerles Forschungen vielen Germanisten als Walthers Heimat gilt. Der Hof ist jetzt und war wohl auch schon zu Walthers Zeit ein sehr bescheidenes Anwesen: ein schlichtes holzgetäfeltes Bauernhaus auf einer sonnigen, nach Süden zu abfallenden Grashalde. Aber welche Welt lag hier vor dem Blicke des reich begabten Knaben ausgebreitet: unten im Tal rauschen die graugrünen Wasser des Grödener Bachs und der Eisack dem Talser, der Etich, der Adria entgegen, hier an der Pforte Italiens ist es drei Viertel des Jahres Frühling und Sommer, gewaltige Berglinien, deren Spitzen im Abendgolde glühn, wecken Phantasie und Tatkraft. Welcher Kontrast gegen das einförmige Niederndunkel der Lausitz! Aus dem Fenster des Vogelweidhofes aber schweift der Blick hinüber zu der kaum eine Stunde entfernten Trostburg, dem Sitze des alten Grafengeschlechts von Wolkenstein. Daß sich Walter zum ritterlichen Stande drängte, begreift jeder, der gesehen hat, in welchem Maße die hochragende Trostburg hier den ganzen Horizont beherrscht. Ein Ritter von der Trostburg nahm wohl den aufgeweckten Knaben, den Sohn des Zinsbauern, dem die Pflege der „Vogelweide“ oblag, in seinen Dienst, mit ihm zog Walthers aus den Tiroler Bergen an den heitern Hof nach Wien und erwarb, ohne daß seine bäuerliche Herkunft ganz vergessen wurde, die ritterlichen Ehren. Wenn man etwa den weißen Kuländer des altberühmten Gasthofs „zum Lamm“ in Klausen mit dem greulichen „Schlabrendorfer“ und „Belgerner“ vergleichen könnte, den die Dobrilugker Mönche verzapften, so versteht man Walthers Stimmung diesem Kloster gegenüber, das er noch dazu im Zustande der Unfertigkeit, noch weit entfernt von dem spätern Reichthum in einer Gegend antraf, die damals am äußersten Saume deutscher Kultur lag, wo vor der schweren Arbeit des Rodens und Entwässerns weder für die pfäffliche Behaglichkeit der süddeutschen Stifter noch für ritterliche Sitte und Minne irgendwie Raum vorhanden war. Hier wäre sich Walter vorgekommen wie Ovid in Tomi. Für seine Zeit besteht das herbe Urtheil, das er über Dobrilugk gefällt hat, zu Recht, aber komisch wirkt es, wenn der gelehrte Herausgeber seiner Lieder, Karl Bartsch, in seinem Kommentar zu dem Namen „Tobersu“ hinzufügt: „Die Gegend ist noch jetzt verrufen als traurig und elend.“ Bartsch gehörte wohl zu den Tausenden, die den Ruf des Schaffners: „Dobrilugk-Kirchhain“ mit stillem Schauder vernahmen und nach Berlin weiterfuhren, ohne die Landschaft kennen zu lernen. Wer sich die Mühe nimmt, auszustiegen, und in das Städtchen Dobrilugk hineinwandert, der wird eine angenehme Enttäuschung erfahren; denn eine saubere, fast marktbreite Straße leitet ihn an ein stattliches, von Gärten und Gräben umgebenes Schloß, und dahinter liegt in idyllischer Einsamkeit eine Kirche, die schon durch ihre Größe und ihre Bauformen Interesse erweckt. Die umgebende Landschaft aber ist keineswegs öde, sondern zeigt fruchtbare, von ansehnlichen Teichen und schönen Baumgruppen unterbrochne Wiesen. Der sanfte Reiz der Landschaft wird noch erhöht durch die Fülle geschichtlicher Erinnerungen, die den Wanderer hier auf Schritt und Tritt begleiten. Denn Dobrilugk ist wohl die älteste und wichtigste Wiege der Niederlausitzer Kultur und kann in seinen Schicksalen als ein Mikrokosmos der gesamten Entwicklung dieser Landschaft gelten.

Geheimnisvolles Dunkel schwebt um seine Anfänge. Aus ihm taucht plötzlich der Name Dobraluh = Dobrilugk auf bei Thietmar von Merseburg. Nach Dobraluh zieht im Jahre 1005 von Leiskau bei Magdeburg, wo sich der Heerbann gesammelt hat, König Heinrich der Zweite; von Dobraluh marschirt das Heer gegen Woleslaw Chrobry von Polen ostwärts durch Einden und Sümpfe, vermutlich über die Gegend von Finsterwalde und Kalau an den Südrand des Spreewaldes; an der Spree — etwa bei Rottbus — wird ein Lager geschlagen, dann gehts in den

zwischen Spree und Neiße liegenden Gau Nise hinein. In der Gegend von Guben stoßen die Lausitzer zum Heerbann, ihre Heidengötter werden ihnen vorangetragen. Wir sehen also, daß Dobrilugk — der Name bedeutet „schöne Wiese“ — ums Jahr 1000 eine wahrscheinlich von slawischen, heidnischen Deditzen bewohnte Dichtung des Urwaldes war, an der von der Elbe bei Magdeburg an die Oder führenden Heer- und Handelsstraße. Danach schweigen unsre Quellen fast zwei Jahrhunderte. Im Jahre 1181 oder 1184 soll dann Markgraf Dietrich (1156 bis 1185), Konrads des Großen Sohn, Kaiser Barbarossas Freund und Waffengenosse, das Kloster Dobrilugk gestiftet haben; sein Bruder und Erbe der Niederlausitz, Dedo der Feiste, der 1190 an einer mit dem Messer ausgeführten Entfettungskur starb, hat die Stiftung gefördert; aber die älteste Urkunde des Klosters, die die Stiftung Dietrichs und Dedos bestätigt und die Grenzen des Klostergebiets bestimmt, ist erst vom Jahre 1199 und rührt von Dedos Sohn Konrad her, der von 1190 bis 1210 Markgraf der Niederlausitz war. In dieser Zeit wurde die erste und einzige wettinische Fürstin in Dobrilugk begraben: Elisabeth, Konrads Gemahlin, eine polnische Prinzessin. Für ihr Seelenheil stiftete Konrad am 18. Dezember 1209 sechzehn Hufen Landes und den zehnten Teil des Ertrags seiner Weinberge in Belgern an der Elbe und in Schlabrendorf (zwei Stunden südlich von Luckau).

Die Kulturaufgaben, die die Zisterzienser in und um Dobrilugk zu lösen hatten, waren fast dieselben wie später in Neuzelle an der Oder. Sie hatten, wie die Urkunde von 1199 mit ihren Ortsbestimmungen beweist, ein noch ganz unentwickeltes Waldgebiet bekommen, aber ein Menschenalter saurer Arbeit genügte doch, rings um das Kloster einen reichen Kranz deutscher Bauerndörfer entstehen zu lassen. Denn die Urkunde, in der Heinrich der Erlauchte 1234 die Besitzungen des Klosters bestätigt, zählt folgende Dörfer auf: Kirchhain, Wedrolbischhain (Werenshain), Frankenowe (Frankena), Heinrichsdorf (Hennersdorf), Monchehusen (Münchhausen), Gychholz, Lug (Lugau), Fischwazzir, Nikirstorf (Nückersdorf), Friedrichsdorf (Friedersdorf, südlich von Dobrilugk, ein andres Dorf desselben Namens nördlich davon ist später erworben worden), Grunowe, Lyndenowe (Lindena), Schonenborn (Schönborn), Schulz (jetzt Vorwerk), Boynitz (Bönitz bei Liebenwerda), Kementz, Windischemarke, Balkenberg, Cucuzdorf (Rauzdorf bei Liebenwerda), Costendorf (Cossdorf, nördlich von Mühlberg), Altena, Wyßitz. Schon damals hatte also der Klosterbesitz in der Gegend von Liebenwerda und Wahrenbrück die Schwarze Elster überschritten; in den folgenden Jahren erreichte er die Elbe, als Graditz, jetzt der Sitz des berühmten Gestüts, von Ulrich von Paß erworben und später von Heinrich dem Erlauchten in ein Allod umgewandelt wurde. Bald darauf erlangen die Mönche auch das Recht freier Überfahrt über den Strom bei Zwethau (Torgau gegenüber) und erwerben auf dem linken Elbufer im grasreichen Bruchlande mehrere Inseln und Werder (z. B. Kunzwerda). Rings um das Kloster wohnen zahlreiche adliche Geschlechter, wie die Herren von Alburg (Eisenburg), von Finsterwalde, von Sonnenwalde, von Schlieben, von Liebenwerda, von Senftenberg, die Burggrafen von Wettin, von Golsen usw. Sie waren des Klosters Gehilfen bei der Germanisierung des Landes, bei der Anlage deutscher Bauerndörfer, sie waren öfters auch des Klosters Bedränger wegen der Nutzung der Wälder und der Mühlen, wegen der Ausübung der Jagd; sogar mit den „Förstern“ (forestarii) Heinrichs des Erlauchten kamen die Mönche in Streit, aber meist wurde solcher Zwist doch zugunsten des Klosters beendet, weil es das kostbarste Gut spenden und versagen konnte, den Frieden der Seele und die Vergebung der Sünden, und je mehr sich der zügellose Adel des Landes in wilde Fehde, in Sinnenlust und Blutschuld verstrickte, um so reicher und länger wurde die Liste der frommen Stiftungen, die des Klosters Besitz mehrten. Einmal freilich erscheint das Kloster selbst mit böser Schuld beladen: im Jahre 1318 ist der Burggraf Hermann von Golsen auf Dobrilugker Gebiet, und wie es scheint, nicht ohne Vorwissen des Abts ermordet worden. Aber Bischof Withego von Meißen schützt das Kloster vor der Rache der

Gefreundten des Erbschlagnen, indem er einen Vergleich stiftet, nach dem Dobrilugk den Söhnen des Burggrafen 330 Schock Prager Groschen Berggeld zahlt und sich verpflichtet, seinem Andenken eine besondere Sühnekapelle zu errichten. Allmählich weiß das Kloster auch die großen Wälder an der sachsen-wittenbergischen und an der meißnischen Grenze, nach heutiger Benennung den Dobrilugker, Gordoner und Grünhäuser Forst zu erwerben. In diesen Wäldern leben die Reste der slawischen Bevölkerung in ähnlicher Stellung wie die Dedizen des Neuzeller Gebiets; nur von einer Organisation besondrer Starostien hören wir nichts, vielmehr wohnen die Zeidler als gesonderte kleine Genossenschaften in den deutsch gewordenen Dörfern.

So werden 1296 von den Brüdern Johannes und Wittigo von Sonnenwalde dem Kloster außer dem Dorfe „antiquum Voren“ (Groß-Bahren, östlich von Sonnenwalde) für besondre vierzig Mark „schwarzen Silbers nach Luckauer Gewicht“ die Honigzehntner von Groß- und Klein-Bahren verkauft, und aus einer andern Schenkungsurkunde desselben Jahres ergibt sich, daß es außer den den Sonnenwalder Herren untertänigen Dedizen in Groß-Bahren einen, in Klein-Bahren zwei und in Dobrazdow (Dobristroh) und Nuzzedil (jetzt wüste Mark) je fünf dem Landesherren, dem Markgrafen Dietrich, hörige Zeidler gab. — Auch mit benachbarten Städten knüpften die klugen Zisterzienser Verbindungen an: in Luckau erwerben sie 1298 einen Hof, bauen sie 1373 eine Kapelle, die vom Meißner Bischof mit allerhand Privilegien, namentlich Sündenerlaß auf vierzig Tage ausgestattet wird für alle die, die der Kapelle Gold, Silber, Bücher, Kelche, Leuchter stiften oder sie in ihrem Testamente bedenken. Sogar das meißnische Großenhain unterhält Beziehungen zu Dobrilugk: Anno 1309 stiftet ein gewisser Fryso für sein Seelenheil einen Stein Talg, ebenso hat Henricus Calvus jährlich zwei Stein Talg gestiftet, die die Fleischbank des Job Polonus dem Kloster zu liefern hat.

Die für die Wirtschaftsgeschichte interessanteste der Dobrilugker Urkunden ist ein im Jahre 1297 zwischen Otto von Plburg und dem Kloster geschlossener Vertrag, der einen Ansat zu einer in jener Zeit auffallenden kapitalistischen Wirtschaftsweise enthält. Der Eilenburger schenkt dem Stifte seine Einkünfte aus dem bei Luckau liegenden Friedersdorf und dazu vier Hufen des Dorfes, die ihm persönlich (absolute) gehören. Die übrigen Hufen des Dorfes sollen von den Bauern in der Weise zurückgekauft werden, daß der Stifter und das Kloster je die Hälfte der Kaufsumme hergeben. Sind diese Käufe vollzogen, so wird die gesamte Flur des Dorfes wie eine große Plantage von den Arbeitern (operari) des Klosters möglichst intensiv bewirtschaftet: Pferde, Rindvieh, Schafe, Saatgetreide und das andre Inventar wird zu gleichen Teilen von dem Eilenburger und dem Kloster beschafft, die Unterhaltungskosten dafür und die Arbeitslöhne werden aus dem Bruttoertrage bestritten, der Nettoertrag wird zwischen den Konventualen und dem Eilenburger oder seinen Nachkommen alljährlich geteilt. Außerdem bedingt er sich aus, daß alljährlich an seinem Todestage ob *piam recordationem anime mee* den Konventualen eine gute Mahlzeit gereicht werde mit Weizenbrot, frischer Butter, Eiern, Fischen und Wein oder Met oder Luckauer Bier. Wir erfahren nicht, wodurch dieses auffallende Vorgehen gegen die Bauernschaft von Friedersdorf veranlaßt worden ist. Aber man darf wohl vermuten, daß ihre Wirtschaft dem Gutsherrn zu wenig Ertrag an Zehnten geliefert hatte; er glaubte, bei einem von den Zisterziensern geleiteten Großbetriebe besser wegzukommen und dabei auch noch für sein Seelenheil sorgen zu können. Deshalb dieses „Bauernlegen“ in aller Form. Ich weiß nicht, ob ein älteres Beispiel dieser später so verbreiteten Unsitte aus der östlichen Hälfte Deutschlands bekannt ist. — Als Kaiser Karl der Vierte im Jahre 1373 den Mönchen von Dobrilugk ihren Besitz bestätigte, ergab sich, daß dieser, abgesehen von den Nutzungsrechten an Seen, Wäldern, Heiden, Mühlen, Weinbergen usw., auf mehr als vierzig Dörfer und Allodialgüter angewachsen war, ein Gebiet von mehreren hundert Quadratkilometern, das sich vom linken Elbufer bei Torgau in einem stellenweise zwei Meilen breiten Streifen über die Elsterniederungen hinweg bis

gegen Kalau und Senftenberg hin nach Osten erstreckte, die größte und bestorganisierte Grundherrschaft der Lausitz. Deshalb führte auch der Abt von Dobrilugk bis zur Säkularisation des Stifts den Vorsitz auf den Lausitzer Landtagen. Die Organisation beruhte hauptsächlich auf Naturalwirtschaft und war so, daß für alle Bedürfnisse des Klosters an Nahrung, Kleidung, Feuerung, Bauwesen usw. aufs beste gesorgt war. Die näher an Dobrilugk liegenden Dörfer lieferten den Zehnten von Korn, Weizen, Gerste, Hafer, Heidekorn, Erbsen, Wicken, Linsen, Hirse, Hanf und Flachs in natura, d. h. auf dem Halm, in die Vorwerke und Scheuern des Stifts, die entferntern lieferten ihn in Körnern ab; das in dieser Form alljährlich eingenommene Getreide belief sich allein auf 1300 Scheffel. Der sogenannte Fleischzehend von allen Arten Vieh und den Bienen wurde am Margaretentage eingebracht. Sogar das Futter für die Vögel, die sich die Mönche zur Lust in ihren Zellen hielten, war nicht vergessen: die Dörfer Prießen und Buckowien mußten die dazu nötigen Hanfkörner liefern. Weder das meißnische Kloster Altenzelle bei Roffen noch das Kloster Buch bei Leisnig konnten an Reichtum mit Dobrilugk wetteifern, deshalb war der alte Mönchsvers im Schwunge:

Cell et Buch  
Faciunt unum Dobriluch.

Auch Neuzelle war nicht so wohlhabend wie Dobrilugk, denn noch im Jahre 1566, als von dem ursprünglichen Besitze Dobrilugks schon vieles abgebröckelt war, wurde sein landschaftlicher Besitz auf 105 000 Taler, der von Neuzelle nur auf 75 000 Taler eingeschätzt.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß, als sich das Gefüge der Reichsverfassung lockerte und die Stifter an der kaiserlichen Gewalt keinen Rückhalt mehr hatten, unter den benachbarten Fürsten ein förmlicher Wettbewerb um das Schutzrecht über das reiche Stift entstand. Neben den Brandenburger Hohenzollern strebten die Wittenberger Askantier und neben und nach diesen die Wettiner danach, Dobrilugk aus dem schwächer werdenden lausitzisch-böhmischen Lehnsverband unter ihre Schutzherrschaft zu ziehen. Ihre Bemühungen wurden einerseits durch den Hussitenkrieg, andererseits durch die Reformation erleichtert. Schon im Jahre 1526, als der Abt des Klosters gestorben war, gelüftete es die weltlichen Nachbarn so stark nach dem Kloster Gute, daß der vom Böhmenkönig eingesetzte Landvogt der Niederlausitz Freiherr von Tünzel „sich besorgete, es möchte dem Kloster ein Tote geschehen,“ er rückte deshalb selbst mit dreißig Knechten und zehn Pferden in Dobrilugk ein. Der folgende Abt Nikolaus war der Reformation geneigt. Ein von ihm im Jahre 1539 verfaßtes Schriftstück beweist, daß er den evangelisch gewordenen Pfarrer seines Dorfes Trebus Antonius Menzer, der durch Luther an einen andern Ort berufen worden war, durch Bitten vermochte, „daß er bey denen Leuten umb des Evangelii willen zu Trost denen armen, schwachen Gewissen bleiben wolle.“ Damals traten die meisten Mönche aus dem Kloster aus, die wirkliche Säkularisation aber bewirkte Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen. Er lag mit dem König Ferdinand von Böhmen in Streit wegen der Güter des säkularisierten Klosters Grünhain bei Schwarzenberg, die Ferdinand teilweise an sich gerissen hatte, außerdem hatte er Forderungen an die Habsburger wegen der Kriegsdienste und der Geldvorschüsse, die Johann von Sachsen dem Kaiser Maximilian geleistet hatte. Deshalb besetzte der Kurfürst 1540 das Kloster Dobrilugk und führte die Reformation in seinem Gebiete vollends durch. Die Verwaltung des großen Besitzes übertrug er seinem spätern Feldhauptmann Wolf von Schönberg, der bei dieser Gelegenheit das Vorwerk Kleinhof und die Dörfer Arenshain, Wiederzhain und Trebus als Mannlehen erhielt. Herzog Moriz von Sachsen, der das Schutzrecht über Dobrilugk mit seinem Vetter, dem Kurfürsten, gemeinsam hatte, protestierte gegen diese Einziehung des Stifts, ebenso natürlich Ferdinand von Böhmen. Der Vertrag von Speyer vom Jahre 1544, nach dem Dobrilugk an die Niederlausitz, also an den König von

Böhmen zurückgegeben, dem Kurfürsten von Sachsen aber nur ein der Höhe seiner Ansprüche entsprechendes Pfandrecht an den Klosterdörfern eingeräumt werden sollte, kam nicht zur Ausführung, und so konnte im ersten Jahre des Schmalkaldischen Krieges (1546) „Sebastian, Herr von der Wehdmühle auf Comothau, Böhmischer Königl. Majestät und der Cron von Böhmen Obrister Feldhauptmann“ in seinem hochtrabenden Kriegsmanifest wider Johann Friedrich diesem vorwerfen, daß er „unverkündet und unverwahret sich unterstanden, der R. M. und der Cron Böhmen Eigentum, das Stifft und Closter Dobrilugk unbilllicher und unrechtmäßiger Weise einzuziehen.“ Infolge der Niederlage Johann Friedrichs auf der Bochauer Heide fiel Dobrilugk wieder an Böhmen zurück. Aber die verödeten Zellen füllten sich nicht wieder mit Mönchen, sondern das Kloster wurde mit allen seinen Gütern an den Landvogt der Lausitz, Albrecht Schlick, Grafen zu Passau (Vassano), verpfändet. Von den Schlick ging die Pfandherrschaft 1550 auf die Herren von Gersdorf über. In dieser Zeit (1561) verwandte König Ferdinand die Summe von jährlich 450 Reichsthalern aus den Einkünften von Dobrilugk zur „Foundation der Bruderschaft derer Jesuiten in dem Collegio zu S. Clement in der alten Stadt Prag.“ Als Dobrilugk aber im Jahre 1602 durch eine Urkunde Kaiser Rudolfs des Zweiten nicht mehr als Pfandbesitz, sondern als eine freie Herrschaft an die reich begüterten Freiherren von Promnitz überging, wurden den Jesuiten zur Ablösung des Legats 15000 Taler bar ausgezahlt. Die Promnitz verkauften am 27. Juli 1623 Dobrilugk an den neuen Landesherrn der Lausitz, an den Kurfürsten Johann Georg den Ersten von Sachsen. Dieser ordnete zwar 1626 die Leistungen und Verpflichtungen der ehemaligen Klosterdörfer durch eine „Zehend=Ordnung“ aufs neue, übrigens aber interessierte ihn Dobrilugk besonders als ein überaus großes und ergiebiges Jagdgebiet. Er ließ also neben dem Kloster im Geschmack der damals noch blühenden deutschen Renaissance ein hochgiebliches Schloß erbauen. Es ist fast unverfehrt erhalten, ein fester und zugleich zierlicher Bau von viereckigem Grundriß, mit einer niedrigen Mauer eingefast, vor der wieder ein breiter und tiefer Graben und eine zweite Mauer liegt. Über den Graben führt zum Portal eine zweibogige Brücke, im Hofe erhebt sich ein schöner, schlanker Turm; außerdem fallen gewaltige kupferne Regenspeier und eine zierliche Galerie des ersten Stockes mit guter Steinmearbeit auf. Das ganze Bauwerk zeigt den dänisch-sächsischen Geschmack der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts (s. Kurzsächsische Streifzüge I, S. 191), namentlich der hübsche Brunnen, auf dessen Rand sich zwei oben durch Gebälk verbundene Säulen erheben, die einen Löwen mit dem sächsischen Wappen tragen, erinnert durchaus an den Brunnen der Lichtenburg bei Prettin, der derselben Zeit angehört. Schlimme Schicksale hat in dieser Zeit die ehrwürdige Klosterkirche erduldet. Da Dobrilugk nur noch ein kurfürstliches Jagdhaus war, so verfiel die große Kirche, die Pfarrstelle wurde eingezogen, die Gutsinsassen gingen nach Kirchhain zum Gottesdienste. Dazu kamen arge Verwüstungen im Dreißigjährigen Kriege. Im Jahre 1643 wurde die Kirche von den Schweden ausgebrannt und stand seitdem ohne Dach da. Noch heute zeigen die Ziegelpilaster im Innern Spuren von Wasserzehrung, es muß also längere Zeit in die Kirche geschneit und geregnet haben.

Eine Zeit der Regeneration für die denkwürdige Stätte brach im Jahre 1657 an, als laut dem Testament Johann Georgs des Ersten und nach einem Vertrage seiner Söhne die Niederlausitz und das Stifft Merseburg und dazu auch die Ämter Dobrilugk und Finsterwalde an den Herzog Christian den Ersten von Sachsen-Merseburg übergingen. Nun wurde das Dobrilugker Jagdschloß bis zum Jahre 1738, wo die Merseburger Linie des sächsischen Kurfürsten ausstarb, auf kürzere oder längere Zeit Residenz, und so kam der tüchtige Herzog Christian der Erste auf den Gedanken, sowohl wegen „Unterbringung der Hoffleute, als auch sonst wegen der Handwerger Leute, welche bey dergleichen Hoffstadt fast täglich, ja stündlich nicht wohl zu entrathen . . .“, an diesem zur Nahrung fast bequem gelegnen Orte eine Stadt anbauen zu lassen.“ Der Plan dazu ist in einer am 2. Mai 1664 zu Merseburg datirten

Urkunde entwickelt und alsbald ausgeführt worden. Die neue Stadt Dobrilugk erhob sich nach einer vom Herzoge festgesetzten Bauordnung in hufeisenförmiger Form ostwärts vom Schloßgraben auf dem Gelände des ehemaligen Schloßvorwerks. Mitten durch das von einem Wassergraben umflossene Stadttemplum wurde in stattlicher Breite genau von West nach Ost die Hauptstraße geführt, genau parallel dazu mehrere Nebenstraßen, die samt der Hauptstraße in der Mitte von einer südnördlichen Straße rechtwinklig gekreuzt werden. Wo die südnördliche Straße die Hauptstraße überschreitet, erhob sich als größtes Haus des ganzen Ortes das stattliche Gasthaus mit seinem hohen Mansardendache und seinen geräumigen Höfen. Es ist noch jetzt in der Hauptsache unverfehrt erhalten und verrät seinen sächsischen Ursprung durch die Benennung „Zum Rautenstrauch.“ Seine Räume dienten bei Anwesenheit des Hofes auch den Kavaliern als Unterkunft, deshalb wurde es früher auch das „Kavalerhaus“ genannt. In der großen Gaststube steht ein alter eiserner Ofen mit den Kürschwertern und der Jahreszahl 1562: er ist also weit älter als das Haus und wohl aus einem der Schlösser Vater Augusts herbeigebracht worden. Die Stadt erinnert in ihrer Regelmäßigkeit und in ihrer Grundgestalt an das auch hufeisenförmig vor dem Schloß der badischen Markgrafen angelegte Mannheim. An dieses sind im Laufe der Zeit große Vorstädte angewachsen, aber Dobrilugk hat bis heute seine Gestalt fast unverändert bewahrt und kann als ein Typus der Stadtgründungen aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gelten.

Mit der Erbauung der Stadt und ihrer Erhebung zur Residenz mußte sich natürlich auch der Gedanke an eine Wiederherstellung der Klosterkirche einfinden. Es war wie eine Mahnung dazu, als man im Jahre 1672 bei der Umwandlung des alten Klosterkirchhofs in einen Lustgarten im Boden eine 1534 unter dem Abte Johannes gegossene Kirchenglocke unverfehrt vorfand, die wohl in irgend einer Kriegsnot dort verborgen worden war. Im Jahre 1673 begann die Wiederherstellung der Kirche, 1676 wurde sie geweiht. Es ist anzuerkennen, daß man die machtvolle Schlichtheit des Innern der dreischiffigen spätromanischen Basilika nicht durch harocke Einbauten oder Gipsverkleidung, wie in Neuzelle, zerstört hat. So macht denn heute schon die Kirche im Innern einen ihrer großen Vergangenheit durchaus würdigen Eindruck. Aber sie wird vielleicht in wenig Jahren ihrer ursprünglichen Gestalt noch ähnlicher sein. Das hier und da, namentlich an den Fenstern vorgenommene Abklopfen des Putzes hat nämlich ergeben, daß sich darunter hartglasierte Ziegel mit abwechselnd roter und schwarzer Färbung zeigen. Noch weiß man nicht, ob dies im ganzen Bereich des aus den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts stammenden Bauwerks der Fall ist. Darüber werden weitere Untersuchungen bald Licht verbreiten, und dann werden die Architekten aus der Schule Friedrich Ablers nicht ruhn und rasten, bis der Putz völlig beseitigt und die alte Backsteinherrlichkeit wiederhergestellt ist.

Vielleicht verhilft auch der vielvermögende Kunstsinns unsers Kaisers, wie es bei der alten Klosterkirche zu Mühlberg mit so schönem Erfolge geschehn ist, der ehrwürdigen Stiftskirche von Dobrilugk zu einer freudvollen Auferstehung. Sie ist ja der einzige Rest der alten Herrlichkeit. Denn die übrigen Klostergebäude, die Abiswohnung und die Kreuzgänge, die ein nach Westen zu an die Kirche angeschobnes Quadrat bildeten, sind 1852 durch Feuer zerstört und nicht wieder aufgebaut worden, nur einige alte romanische Werkstücke sieht man in den Mauern der Scheuern und Ställe, die jetzt den einst geweihten Platz würdelos umgeben. In seiner Mitte trauern einige Birken und Fichten um das, was nicht mehr ist.

Die Umgebung von Dobrilugk bietet manchen schönen Spaziergang, z. B. nach der Hammermühle, deren schöner großer Teich an den alten, von den Mönchen besonders gepflegten Fischreichtum der Gegend erinnert. Auch der ehemalige Wildgarten auf dem rechten Ufer der Kleinen Elster mit seinen schön angelegten Wegen und herrlichen Baumgruppen bewahrt noch einen Schimmer des alten Glanzes. Überhaupt hat ein jahrhundertelanger Anbau rings um Dobrilugk und Kirchhain

fruchtbare und liebliche Gefilde geschaffen. Will man aber die alte Landesnatur, das „Toberlu“ Walthers von der Vogelweide kennen lernen, so muß man die südlich von Dobrilugk liegenden Forsten, die alten Grenzwälder der Lausitz gegen die Mark Meissen, durchstreifen. Zu diesem Zwecke hatte mir der freundliche Postmeister des Städtchens den einzigen Passagiersitz der am Morgen von der Bahnstation Rückersdorf in die benachbarten Walddörfer fahrenden Karriolpost zur Verfügung gestellt. So zog uns, den Schwager Postillon und mich, an einem wunderschönen Oktobermorgen ein rüstiger Brauner durch den sandigen, oft schön verästelten Kiefernwald nach Dppelhain, einem alten Klosterdorf, das Bodo von Mburg im Jahre 1297 mit Schadewitz und der beide Dörfer umgebenden Heide für 275 Mark Freiburger Silbers an Dobrilugk verkaufte. Es ist noch heute ein langgestrecktes Waldbauerndorf ohne Rittergut mit einstöckigen Gehöften, überragt von einer kleinen, auf wildverwachsener Anhöhe halb versteckten Kirche. Als wir weiter fuhren, spähte ich vergebens nach dem in der Urkunde genannten Grenzbach „Thorineke“, nach dem Orte „Gork, quod theotonice Horst vocatur“, nach „Rachoz, quod etiam dicitur Horst“ und andern Grenzmalen. Welche lockende Aufgabe für einen Geschichtsfreund, mit Hilfe alter Flurkarten, mündlicher Überlieferung und eigner topographischer Forschung alle die in den Dobrilugker Urkunden vorkommenden Ortsnamen richtig zu lokalisieren und zu deuten! Unterdessen sind wir um das zwischen Dppelhain und Gordon liegende sumpfige Gelände herumgekommen und fahren in dieses Dorf ein: es liegt recht ansehnlich auf einer großen Waldblöße, von Windmühlen umgeben. Nach einer Urkunde von 1394 bestand zwischen den Herzögen von Sachsen-Wittenberg und Dobrilugk ein Streit um das Dorf „Jordan und das Holz genant Lug, das hinder dem solbin dorfe gelegen ist“; das Dorf heißt heute im Volksmunde „Gorne“, das von Sümpfen durchzogene Holz aber noch immer der Luch oder Lauch. Dahin führte mich des Gordoner Gastwirts blondes Töchterlein. Denn ich wollte im Lauch das nicht eben leicht zu findende Waldatelier des Malers Schreyer auffuchen, dem ich schon längst einen Besuch schuldig war. An dem Punkte, wo sich von dem südwärts leitenden Hauptwege rechts ein schmaler Fußweg trennt, verließ mich meine kleine Führerin, und nun wanderte ich einsam weiter durch die Wildnis den Flossgraben entlang, der einst den Holzreichtum der Finsterwalder und Dobrilugker Forsten über Elsterwerda zur Elbe führte. Raum war ich ein Viertelstündchen weitergegangen, da sah ich plötzlich Tisch und Bank auf grünem Rasen und dicht dabei ein braunes Holzhäuschen friedlich unter dem Schutze des nach allen Seiten vorspringenden Walmdaches liegen. Als ich näher kam, bewiesen mir eine mit einem Drahtgitter verschlossene Laube voll getrockneter Torfziegel, eine aus Steinen vor dem Hause errichtete Feuerstätte und zwei Aschenhaufen, daß die Siedlung bewohnt war. Das große nach Norden gerichtete Fenster und einige blaue und gelbe Ölfarbenflecke am Holzwerk verraten das Maleratelier. Aber vergebens klopfte ich in immer stärkerer Tonart an Tür und Fenster, der Vogel ist ausgeflogen. Trotzdem setze ich mich auf die Bank am Tische, und indem ich das vorsichtigerweise aus Gordon mitgebrachte Schinkenbrot verzehre, ruhe ich mich aus und sauge die ganze Anmut und den stillen Zauber dieses Plätzchens in mich ein. Über mir spannt sich azurblau der wolkenlose Himmel, um mich her flutet warmer Sonnenschein, webt lautlose Stille, nur eine späte Grille zirpt im nahen Finsterbusch. Wie wonnesam ist es doch an solchem Tage in dieser Waldeinsamkeit. Schreyers Blockhaus steht dicht am Flossgraben in einer kleinen, runden Lichtung; wie Wächter und Schützer stehen die dunkeln Kiefern und hellen Birken rings im Kreise, fast andächtig, als wüßten sie, wie sehr sie der Meister liebt, und wie er es versteht, sie in der wechselnden Beleuchtung der Gezeiten so zu idealisieren, daß dann ihr Konterfei würdig erscheint, in berühmten Galerien einen hervorragenden Platz einzunehmen. Wenn Walthers von der Vogelweide eins der Lauchbilder sehen könnte, die hier unter geheimnisvoller Mitwirkung der Natur und des Himmelslichtes entstehen, er würde verführt aus den Dobrilugker Wäldern scheiden und drunten im malerischen,

vielfältigern Tirol verkünden, daß dem kundigen Auge auch in den Wäldern des Nordens echte Poesie lebendig wird, gleich würdig der tönenden Harfe wie des farbenfrohen Pinsels. Beglückt scheidet auch ich von dieser echten Kunst geweihten Stelle, nachdem ich dem Maler einen Freundesgruß in den Briefkasten geschoben habe, und erfahre einige Tage später, daß der Gesuchte doch eigentlich daheim war: wenig hundert Meter von mir saß er mit seinem Malgerät inmitten des Lauchs und malte an einem großen Bilde, das dem Beschauer die Frühherbststimmung dieser Heide ins Herz zaubern soll. Mein Weg führt durch stille Wälder, in denen man keinen Wagen, kaum einen Wandrer trifft, abwärts nach Hohenleipisch. Auf der Höhe vor dem Dorfe schaue ich noch einmal auf das durchwanderte Gebiet zurück: ein fast ununterbrochnes, meilenweites, dunkles Waldmeer, aus dem sich nur die roten Dächer von Gordon wie eine ferne Insel herausheben. Wie einsam muß es in diesen Grenzwäldern erst gewesen sein, ehe die Zisterzienser von Dobrilugk darin die Fluren der deutschen Walddörfer roden ließen, ehe sich noch die durch ihre Namen verschwifteten Edelstzke Finsterwalde und Sonnenwalde trotzig erhoben! Hohenleipisch ist ein großer lichter Ort mit vordem bedeutender Töpferei. Ehe die Milchwirtschaft mit den jetzt verbreiteten Separatoren arbeitete, wurden hier alljährlich zu vielen Tausenden die hartgebrannten grauen Milchfatten und Krüge hergestellt, die dann in hochgetrimten Wagenladungen nach den an der Elbe liegenden Ratzhäusern und Zichtenberg hinuntergefahren wurden, von wo sie auf dem Strome bis nach Holstein verfrachtet wurden. Diese Industrie beruhte auf guten Tonlagern in der Nähe des Dorfes und auf dem fast unerschöpflichen Holzvorrat der Dobrilugker Wälder. Beinahe jedes Haus hatte seinen Brennofen. Aber das blühende Gewerbe ist arg zurückgegangen: viele Öfen sind erloschen, in andern wird wertloferes Braunzeug hergestellt. Trotzdem trifft man die Hohenleipischer Töpferwagen noch hier und da auf den Jahrmärkten, und wo der Töpfermarkt nicht mehr lohnt, da handeln die Hohenleipischer mit Wacholderfaß, Mottenkraut und getrockneten Pilzen. Auch eine auf unalter Überlieferung beruhende Formerei von Hirschen, Löwen und andern Tiergestalten war hier noch vor einem Menschenalter im Schwunge. Ihre Erzeugnisse, jetzt selten geworden und von den Freunden der Heimatkunst zu hohen Preisen gesucht, zeigen die rohen, abenteuerlichen Gestalten der tönernen Tiere, wie sie einst die Slawen ihren Toten mit ins Grab gaben. Ich habe mit Mühe noch einige davon erlangt. Der letzte Töpfer, der solcherlei für den Handel fertigte, hat sich vor etwa zwanzig Jahren aus Unmut über das Daniederliegen seines Handwerks im eignen Töpferofen verbrannt. Heute würde er vielleicht voll beschäftigt sein.



## Gräfin Susanna

Von Henry Harland

(Fortsetzung)

13



a, schön eingeweicht sind Sie worden — haben Sie auch einen schönen Spaziergang gemacht? fragte die kleine, lebhaft alte Dame mit ihrer angenehmen hellen, alten Stimme.

Ja, beinahe bis nach Blye, sagte Anthony. Der Regen hat uns erst ganz zum Schluß erwischt. Aber was mir jetzt not tut, ist Ihre Sympathie und Ihr Rat.

Sie saß ihm gegenüber in einem tiefen Lehnstuhl, ihre hübschen kleinen Hände hielt sie im Schoß gefaltet, und ihre kleinen Füße in zierlichen, hochstößigen,